

DAS
NORDRHEIN
WESTFALEN
LESEBUCH

Herausgegeben von
Bernd-A. Rusinek und Andreas Kühn

 GREVEN VERLAG KÖLN

Inhalt

Einleitend	11
Bernd-A. Rusinek, Andreas Kühn	
Einladung zum Mitreisen	13
Jürgen Reulecke	
Landesidentität nach fast siebzig Jahren NRW	25
Hakima Bassit	
Eine Studierende mit „Migrationshintergrund“	35
Jiří Pešek	
Ein tschechischer Liebhaber der (modernen) Kunst im Rheinland ...	47
Menschen	61
Alfons Labisch	
Einen „Waschbrettbauch“ hatten alle – Gesundheit und medizinische Versorgung nach 1945	63
Serap Güler	
Migration und Integration in Nordrhein-Westfalen	83
Jürgen Macha	
Regionalsprachlichkeit in Nordrhein-Westfalen	109
Bernd-A. Rusinek	
Frauenbewegung und Frauenhaus Köln	125

© 2014 Greven Verlag Köln
 Umschlaggestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck
 Umschlagfoto: © Bernd Schälte, Landtag Nordrhein-Westfalen
 Lektorat und Gestaltung: Thomas Volmert, Köln
 Gesetzt aus der Garamond BE und der Myriad Pro
 Papier: Alster Wdr. blw. 80 g von Geese Papier, Hamburg
 Druck und Bindung: freiburger graphische betriebe GmbH & Co. KG
 Alle Rechte vorbehalten.
 ISBN 978-3-7743-0633-2

Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

Land – Orte – Terrains	147
Stefanie Haustein, Sebastian Knauf	
Die Emscher – einmal Kloake und wieder zurück	149
Markus Köster	
„O, grüß dich Gott, Westfalenland!“	
Regionale Raumkonstruktionen in zwei „Heimatfilmen“ aus Westfalen	171
Dieter Pfau	
Das Siegerland: eine entlegene Landschaft?	
Eine Annäherung an die neuere Kulturgeschichte der Region	209
Sabine Mecking	
Städte und Stadtnamen im Land der Städte.	
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Nordrhein-Westfalens	237
Orientierungen	253
Karsten Rudolph	
Die politische Linke in Nordrhein-Westfalen	255
Andreas Kühn	
„Gammler im Gleichschritt!“ – Alternative Szenen in NRW	279
Fabian Virchow	
„Pflicht nach rechts“	299
Glaubensmilieus	305
Bastian Fleermann	
Von der Shoa zur „Renaissance“.	
Jüdisches Leben in Nordrhein-Westfalen	307

Martin Fricke	
„wir sind so frei“ – Protestantismus in Nordrhein-Westfalen	323
Michaela Bachem-Rehm	
Katholizismus in Nordrhein-Westfalen	339
Kultursysteme	359
Frank Gerstenberg	
Zeitungsjournalismus in NRW	361
Matthias Dohmen	
Der späte Triumph des Lokalen	383
Jürgen Büssow	
Rede anlässlich der Ordensverleihung an Jörg Immendorff	399
Klaus Lueb	
Die Beuys-Klasse	409
Matthias Dohmen	
Vom Segen der Museumspädagogik – Germany’s next Kunstmodel ..	445
Barbara Schock-Werner	
Die Bauhütte des Kölner Doms	461
Silke Flegel	
Kohle, Kunst, Kulisse.	
Theater und Festivals in Nordrhein-Westfalen	481
Veronika Ortmayr	
„And the Oscar goes to ...“ – Filmland Nordrhein-Westfalen	499
Andreas Kühn	
Krautrock Blitzkrieg in NRW: Can, Kraftwerk und Neu!	513

Andreas Kühn	
„Schimmi aus Hamborn“	533
Jürgen Mittag, Mandy Hermann	
Sportpolitik in Nordrhein-Westfalen im Wandel: Strukturen, Akteure und Problemfelder im Spannungsverhältnis von Staat und Verband	553
Wirtschaft	587
Michael A. Kanther	
Reichtum und Armut	589
Ralf Stremmel	
Rheinischer Kapitalismus	627
Michael Henze	
Der Symbolanalytiker im Blaumann – Nordrhein-Westfalen als industrieller Dienstleistungsstandort	651
Susanne Hilger	
Bodenständige Grenzgänger: „Hidden Champions“	665
Eckhard Bolenz	
Denkmal, Museum, Event, Route – Industriekultur in NRW	679
Wissenssysteme	705
Wilfried Rudloff	
Wissenssystem Schule	707
Jörg Engelbrecht	
Wissenssystem Universitäten	729

Bernhard Mittermaier	
Wissenssystem Bibliotheken	747
Thomas P. Becker	
Wissenssystem Archiv	777
Ralph Burmester	
Vom „selbstgestrickten“ Beschleuniger zur „Weltmaschine“	789
Die Autorinnen und Autoren	809

Bernd-A. Rusinek, Andreas Kühn

Einladung zum Mitreisen

Das Landtagswappen



Der Autor und Künstler Ferdinand Kriwet schuf das Wappen für den Plenarsaal des nordrhein-westfälischen Landtags. Es besteht auf einer Fläche von etwa sechs mal zweieinhalb Metern aus einer Vielzahl kreisrunder Alu-Zylinder in den Farben weiß, grün und rot, jeder für sich Teil des Kunstwerks. Tritt man einige Schritte zurück, erblickt man das Gesamte. Nun erschließt sich, dass es sich um das Signum des Landes handelt. Wir erkennen das dreiteilige Wappen: Unten ein Dreieck mit der Lippischen Rose, Referenz auf den 1947/48 in Nordrhein-Westfalen aufgegangenen Staat Lippe, Hauptstadt „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat“. Der große linke Teil des Wappens

ist die Hommage an das Wappen der alten Rheinprovinz mit dem stilisierten, freilich spiegelverkehrten Rheinstrom, der rechte Teil zeigt das westfälische Ross.

Unschwer zu erraten, dass es sich in ganz ähnlicher Weise mit diesem „Lesebuch“ verhalten soll: Wir lesen die Beiträge, treten nach der Lektüre gleichsam zurück, indem wir einige Zeit vergehen lassen, und im „Kopf des Lesers“ entsteht – so hoffen Herausgeber und Verlag – ein nordrhein-westfälisches „Gesamtdatum“, um zwei berühmte Formulierungen auszuliehen, die erste von Fernand Braudel, die zweite von Karl Popper.

Lesebücher

„Nordrhein-Westfalen. Das Lesebuch“ steht in der Gattungstradition der „Lesebücher“. Es handelt sich um Anthologien, lateinisch „*florilegia*“, deutsch „Sammlung von Blumen“. Eine solche Sammlung ist das inzwischen als Klassiker geltende „Deutsche Lesebuch“ von Stephan Hermlin. Untertitel des 1976 erschienenen Werks: „Von Luther bis Liebknecht“. Das Buch sollte auf oftmals nicht erkannte Wechselwirkungen und verbindende Unterströme aufmerksam machen sowie durch gezielten Zugriff ein neues „Big Picture“ entstehen lassen.

Bald sollte mit einem Lesebuch der Nation – um ein Gervinus-Wort zu variieren – ihr geistiger Wert begreiflich gemacht, bald den Lesern zu einer introspektiven Reflexion verholfen werden.

1979 erschien die zu Teilen subversive Textsammlung „Vaterland, Muttersprache“, in die historische Texte und Gegenwartsanalysen einbezogen und in der die Segmente Literatur und Zeitgeschichte miteinander verknüpft wurden. Das Buch ist mit „Nachlesebuch“ untertitelt. „Nachlesebuch“ im doppelten Sinne: Das „Nachlesen“ unserer Geschichte seit 1945, aber auch die „Nachlese“ des Liegegeblienen, nachdem die große Ernte bereits von anderen eingefahren worden war. Bereits 1972 war das

von Enzensberger mit herausgegebene „Klassenbuch“ erschienen. Für das dreibändige Werk wurden Hunderte von Texten und auch Zeichnungen herangezogen, um die deutschen Klassenkämpfe von 1756 bis 1971 zu dokumentieren. Das bewusst machende „Klassenbuch“ sollte auf Verschüttetes aufmerksam machen, um eine neue „große Erzählung“ zu schaffen. Auf ein weiteres Defizit der universitären, sozusagen verbeamteten Geschichtswissenschaft, reagiert das berühmte „Hochlarmarker Lesebuch. Kohle war nicht alles. 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte“ aus dem Jahr 1972. Darin kamen – Konzept „Geschichte von unten“! – Zeitzeugen zu Wort, wurden autobiografische Berichte von Bergarbeitern und deren Frauen aus Recklinghausen-Hochlarmark abgedruckt.

Das Lesebuch

Die großen Geschichtserzählungen sind selbst Geschichte. Weder „große Männer“ noch „kleine Leute“ noch die Politik noch die Strukturen allein machen Geschichte. Vorbei die Zeiten, als man versuchte, die Geschichte des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen am roten Faden der Arbeiterbewegung oder etwa an dem eines „Kooperativen Föderalismus“, Mixtum aus Zeithistorie und Politikwissenschaft, entlang zu erzählen – ein Thema, das außer Zeithistorikern und Politikwissenschaftlern sowie von Berufen wegen Politikerinnen und Politikern vermutlich kaum jemanden interessiert. In unserem Band ist der politikgeschichtliche Ansatz aber in Beiträgen wie „Sportpolitik“ oder „Wissenssystem Bibliotheken“ – beide Neuland betretend – unverzichtbar.

Nun ist es auch schon wieder über dreißig Jahre her, dass Jean-François Lyotard das befreiende Wort vom „Ende der großen Erzählungen“ aussprach. Die Zeit der einander oftmals ausschließenden, oftmals selbstgerechten „Großen Erzählungen“ ist vorüber. Auf althergebrachte Themen und Zugriffshierarchien wird in dem vorliegenden Band daher vielfach

verzichtet. Die Herausgeber wissen sich eins mit einer Kulturwissenschaft, für die es kein „Außerhalb“ der historischen Betrachtung gibt.

Die Große Erzählung war „gestern“. Wer wollte es bedauern? Inzwischen besteht die Chance der multiplen Zugriffe. Es gibt keinen dominierenden Ansatz und kein dominierendes Hauptthema, sich dem Land und seiner Geschichte zu nähern. Diese Überlegungen waren die Basis für die Konzeption dieses Bandes. Er ist mit der Unterschiedlichkeit seiner Themen und Herangehensweisen das derzeit probate Lesebuch. Deswegen erlauben wir uns, die vorliegende Sammlung „Nordrhein-Westfalen. Das Lesebuch“ zu nennen. Sie könnte in etwas kokettierender Anlehnung an Eduardo Galeano auch als „Fast eine Landesgeschichte“ firmieren oder – noch kokettierender – an Pierre Noras bzw. Étienne François' und Hagen Schulzes „Erinnerungsorte“-Konzept orientiert sein. Vollständigkeit, Landkarte groß wie das Land, wäre absurd, wird auch nicht angestrebt. Eher soll bewusst und provokativ ausgespart werden. Ferner wurde den Autorinnen und Autoren nahegelegt, mit Fußnoten eher knauserig umzugehen und den fundierten Essay als Form zu bevorzugen. Deshalb enthält auch diese Einleitung keine Fußnoten. In seiner Autobiografie „Fünf Deutschland und ein Leben“ spricht der große Historiker Fritz Stern gleich mehrfach ein Lob auf den Essay als Form des geschichtswissenschaftlichen Schreibens aus.

Nach der Einleitung und den Eröffnungsaufsätzen sind die Beiträge sieben Hauptabschnitten zugeordnet. Aber um den Eindruck einer starren Ordnung sogleich wieder zu verwischen: Es ist nach einem Wort Friedrich Nietzsches ganz unbeweisbar, dass das An-sich der Dinge dem Rezept eines Muster-Beamten folgt. Zudem: Ein Beitrag wie „Denkmal, Museum, Event, Route – Industriekultur in NRW“ hätte mit Ausnahme von „Glaubensmilieus“ in jedem anderen Hauptabschnitt Platz finden können. Der Bereich „Wirtschaft“ hat denselben Rang wie das Feld der Kultur- und Wissenssysteme. Zur Kultur gehört nicht allein die „Beuys-

Klasse“, sondern auch das „Frauenhaus“, Notwehr gegen traditionelle masculine Unterdrückungspraktiken. Wer wollte den „Rheinischen Kapitalismus“ von den „Hidden Champions“ entkoppeln? Wer schließlich das nordrhein-westfälische Schulsystem von Reichtum, Armut oder Physik als Schul- und Studienfach?

Beliebigkeit? Wir glauben nicht, dass die in diesem Band versammelten Beiträge „beliebig“ sind. Aber auch ein fixierter „Approach“ wäre nicht vor dem Beliebigkeitsvorwurf gefeit. Dem Großkophta der Systemtheorie wurde vorgehalten, dass er sowohl über Verwaltung als auch über Liebesbriefe geschrieben habe; Georg Simmel, dem Kulturphilosophen, anregend in allen seinen Texten, wurde vorgehalten, sowohl über den schriftlichen Verkehr wie über den Schmuck und sogar über den Henkel in der Kunstgeschichte geschrieben zu haben. Friedrich Meinecke fällt darüber den Urteilsspruch „Simmelei“. Welche Diskursmeister definieren, was „Beliebigkeit“ ist? Die Friedrich Meineckes?

Es sollen hier nicht alle Autorinnen und Autoren mit ihren Beiträgen genannt werden. Eine Einleitung ist kein Waschzettel. Alle Beiträge sind in sich lesbar. Insofern ist dieses Buch eines, das *man* lesen oder *worin* man lesen kann. Liest man das gesamte Buch, werden sich die Einzelbeiträge zu einem Gesamtbild formen – ähnlich wie im Plenarsaal des nordrhein-westfälischen Landtags die einzelnen Elemente zum Landeswappen. Die Leser werden bestimmten Persönlichkeiten in verschiedenen Zusammenhängen wieder begegnen, werden auf unerwartete Zusammenhänge stoßen, etwa zwischen dem Kölner Musik-Avantgardisten Karl-Heinz Stockhausen und der Gruppe „Kraftwerk“.

Stephan Hermlin schrieb in seinem „Deutschen Lesebuch“ von 1976 einleitend:

„Unvermeidlich ist der Hinweis auf Fehlendes. Es wird stets leichter bemerkt als das Vorhandene. Diesem Buch wird es darin nicht anders ergehen als anderen.“

Resümee

„Überfluss an Mangel“ vs. „Mangel an Mangel“, das war – angereichert durch persönliche Erfahrungen und Reminiszenzen – der rote Faden dieser Zeilen. „Mangel als Lebensform“ im Gesundheitswesen der Nachkriegszeit bietet ein subjektives Bild – auf den ersten Blick gewiss! Es ist aber zugleich ein Bild, das im Hintergrund die Geschichte der Gesundheit und der medizinischen Versorgung in Nordrhein-Westfalen im Übergang vom Nationalsozialismus über die völlige reale und moralische Niederlage 1945 bis hin in die ersten Jahre einigermaßen geordneter Verhältnisse in den 1950er Jahren zeigt. Es ist eine ferne Zeit. Fotos und Filme aus jenen Tagen muten uns museal an. Das sollen wir erlebt haben? Das sollen gar wir selbst sein? Dieser kleine Junge in kurzer Lederhose in einer Gruppe anderer, ebenfalls lederbehoster Burschen beim Steineklopfen?¹⁵

Wie muten uns unter dem Aspekt des Mangels als Lebensform die Chinesen in Beijing an, die endlich aus ihren engen, völlig überbelegten, nicht beheizbaren Hutongs ohne Wasser und sanitäre Anlagen in die modernen Hochhäuser ziehen wollen – jene uns so malerisch erscheinenden klassischen Hofhäuser der Kaiserstadt also für schnöde Plattenbauten in der Peripherie der Weltmetropole aufgeben wollen?

Dieser Blick in die geografische Ferne, dem viele andere Beispiele folgen könnten, sollte uns zusammen mit unserem Blick in die historische Ferne bescheiden, ja demütig, aber auch zuversichtlich stimmen.

¹⁵ Auf YouTube ist übrigens eine Reihe geradezu beängstigender Film- und Tondokumente aus der Endphase des Kriegs und der Frühphase Nordrhein-Westfalens ausgestellt. Das Filmprojekt „You enter Germany“ von 2007 mit unbekanntem Filmaufnahmen der Jahre 1944/45 ist 2010 mit einer weiteren Dokumentation bislang unbekannter Filmaufnahmen der Alliierten über 1945 hinaus unter dem Titel „You enter Germany 2“ fortgeführt worden.

Serap Güler

Migration und Integration in Nordrhein-Westfalen

Das „neue“ Phänomen Integration

2011 haben wir in Deutschland das 50-jährige Jubiläum des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens gefeiert. 1961 schloss die Bundesregierung unter Konrad Adenauer das „Abkommen zur zeitlich begrenzten Anwerbung von Arbeitskräften aus der Türkei“ ab, das in Bad Godesberg, also in Nordrhein-Westfalen, unterzeichnet wurde. Die Idee damals war, dass Arbeitskräfte, die als „Gastarbeiter“ bezeichnet wurden, maximal zwei Jahre in Deutschland arbeiten, dann wieder in ihr Heimatland zurückkehren und durch neue Arbeitskräfte ersetzt werden. Die Grundlage war das sogenannte „Rotationsprinzip“. In der Praxis erwies sich dieses Prinzip jedoch als untauglich, vor allem aus wirtschaftlicher Sicht, so dass die allermeisten, die kamen, nicht nach zwei Jahren zurückkehrten, sondern blieben und nach einer gewissen Zeit sogar, anders als im Abkommen vorgesehen, ihre Familien zu sich holen konnten.

Im Rahmen des Jubiläums fanden überall in Deutschland Ausstellungen, Feierlichkeiten und diverse andere Rückblicke statt, die an das Abkommen erinnerten. Die meisten konzentrierten sich auf Berlin, das als größte „türkische“ Stadt außerhalb der Türkei gilt, sowie auf Nordrhein-Westfalen, das wegen seiner Montan- und Automobilindustrie viele Gastarbeiter aufgenommen hatte. Neben der Ford-Stadt Köln waren es vor allem Städte wie Gelsenkirchen, Duisburg oder Essen, Städte des Ruhrgebiets, zu deren heutiger zuweilen mediterraner Erscheinung die türkischen Gastarbeiter von damals einiges beigetragen haben – was jedoch nicht

bedeutet, dass das Ruhrgebiet erst durch die Anwerbeabkommen (diese wurden ja mit mehreren Ländern geschlossen) zum Ziel vieler Arbeitsmigranten geworden war. Ein Blick in die Geschichte macht deutlich, dass bereits in den Jahren der Industrialisierung viele Bergarbeiter aus dem heutigen Polen in das Ruhrgebiet eingewandert waren. Diese Einwanderung schlug sich auch in der Sprache nieder, z. B. in Begriffen wie „Ruhrpolen“ oder dem wenig galanten „Pollacken“ sowie in der Bezeichnung des Ruhrgebiets als „polnische Kolonie“.

Schon dieser flüchtige Blick lässt erkennen, dass Deutschland mit der Integration von Zugewanderten keinem neuen Phänomen gegenübersteht. Eigentlich.

Dennoch wird gern das Gegenteil behauptet. Man müsse, so heißt es oftmals, „muslimische Parallelgesellschaften“ oder Ghettoisierungen verhindern – Aussagen, die uns mindestens seit zehn Jahren auf Trab halten und diesem vermeintlich „neuen“ Phänomen mehr Beachtung zollen, als ihm gebührt. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Geschichte ist hilfreicher als nur ein flüchtiger Blick: Auch die polnischen Zugewanderten, die Ende des 19. Jahrhunderts ins Ruhrgebiet kamen, schienen der deutschen Aufnahmegesellschaft ebenso fremd wie Jahrzehnte später die Türken. Ebenso fremdartig wie das Türkische erschien die polnische Sprache. Zudem waren die Polen in der Regel streng katholisch. Sie gründeten eigene Gewerkschaften, eine Zeitung in ihrer Heimatsprache, sogar eine eigene Bank. Es hatten sich also Strukturen herausgebildet, die man heute als Parallelgesellschaft definiert und als „neues“ Phänomen ausgibt. Aber das Ruhrgebiet hat viele Jahrzehnte vor dem Anwerbeabkommen mit der Türkei Erfahrungen mit Menschen gemacht, die aus einem anderen Kulturkreis zum Arbeiten dorthin kamen. Deutschland steht also keineswegs vor einem neuen Phänomen. Erst recht nicht das Ruhrgebiet.

Wer noch nie im „Pott“ war, hat von dieser Region oft ein ziemlich düsteres Bild. Bekanntlich trugen Heinrich Böll („Zwischen Dortmund

und Duisburg ist Weiß nur ein Traum“), Altkanzler Willy Brandt sowie Tatort-Kommissar Schimanski¹ ihren Teil dazu bei. Viele glauben noch heute, im „Pott“ verdiene man sein Brot unter Tage, die Öfen qualmten noch und der Unterschied zwischen Tag und Nacht sei kaum sichtbar. So ist manch einer dann erstaunt, wenn er die Farbenpracht des Ruhrgebiets zu sehen und zu spüren bekommt. Dieses Stück Nordrhein-Westfalen ist alles andere als grau, fad oder einerlei. Es ist bunt und lebhaft zugleich und kann in vielerlei Hinsicht mit anderen deutschen Großstädten wie Berlin, Hamburg oder München mithalten. Mit dem Unterschied, dass es dort eben *nur* Berlin, Hamburg oder München gibt. Kurze Entfernungen zwischen den Städten – im Ruhrgebiet lassen sich Katzensprünge genießen. Es ist die Vielschichtigkeit in jeglicher Hinsicht, die diese Region auf spezifische Weise zum Melting Pot macht.

Ein Schmelztiigel mit unterschiedlichen Facetten und zahlreichen Kontrasten, der nicht nur das Zuhause der großen Industrie- und Wirtschaftsamen ist, sondern auch viel „Natur pur“ bietet. Eine Landschaft, die nicht nur Zechensiedlungen mit Klingelschildern, auf denen „Öztürk“ oder „Kowalski“ stehen, vorweisen kann, sondern ebenso Idylle und den Titel „Kulturhauptstadt Europas für das Jahr 2010“, der einiges dazu beigetragen hat, die künstlerische, musikalische, architektonische und historische Vielfalt des Ruhrgebiets auch über seine Grenzen hinaus bekannt zu machen.

Doch neben all diesem zeichnet sich das Ruhrgebiet auch durch seine große ethnisch-kulturelle Vielfalt aus. In dieser bin ich groß geworden, diese will ich nie missen.

¹ Vgl. in diesem Band den Beitrag „Schimmi aus Hamborn“ von Andreas Kühn, Seite 533.

Rückblicke/Pendler zwischen den Kulturen

Mein Vater kam 1963 ins Ruhrgebiet. In seiner Heimat, der Türkei, hatte er von dem neuen Abkommen gehört und für sich die Möglichkeit gesehen, gutes Geld zu verdienen. Man suche Leute, die anpacken und hart arbeiten könnten, sagte man ihm. Vor allem suche man Arbeiter für die Montan- und Automobilindustrie. Da mein Vater bereits in seiner Heimat im Bergbau gearbeitet hatte, sah er dieses Abkommen als seine Chance. Was machte es auch schon für einen Unterschied, wo man die Kohle ausgrub? Der Verdienstunterschied jedoch war enorm. Gleiche Arbeit, bessere Bezahlung. Warum sollte ein junger und gesunder Mann noch lange darüber nachdenken?

Er bewarb sich, wurde als „tauglich“ befunden und stieg 1963 mit vielen anderen Landsleuten in Istanbul in den Zug gen München. Von dort aus ging es weiter: Erst nach Essen und dann unter Tage. Die ersten Monate fielen ihm, wie vielen anderen auch, besonders schwer. Doch er gewöhnte sich schnell an dieses andere Land, dessen Sprache und Sitten er zwar nicht kannte, die ihn aber – weder damals noch später – nicht davon abhielten, sich in Deutschland wohl zu fühlen. So wohl zu fühlen, dass mein Vater seinen Vorsatz, nur einige wenige Jahre hier zu bleiben und dann mit gutem Geld in die Heimat zurückzukehren, schnell verwarf. Eben wie so viele andere auch. Aus den geplanten „paar Jahren“ wurden Jahrzehnte, aus den Heimen, die man mit anderen Gastarbeitern bewohnte, Wohnungen für die inzwischen nachgeholte Familie. Und aus dem Heimatland wurde das Urlaubsland, das man zunehmend nur noch in den Sommerferien der Kinder besuchte.

Altkanzler Helmut Schmidt hat oft gesagt, dass man in den Jahren des deutschen Wirtschaftswunders zu viele Türken nach Deutschland geholt habe. Er unterstrich ebenfalls, dass Deutschland kein Einwanderungsland werden solle. Sein Nachfolger Helmut Kohl versuchte in den ersten

Jahren seiner Kanzlerschaft dieses „Problem“ gar mit einer sogenannten „Rückkehrprämie“ aus der Welt zu schaffen: Diejenigen, die sich für eine Rückkehr in die Heimat entschlossen, bekamen von der Bundesregierung eine Prämie von etwa 10.000 DM. Eine Summe, die als Startkapital für ihre „Resozialisierung“ in der alten Heimat verstanden werden sollte und gleichzeitig den Zweck erfüllte, den Aufenthaltsstatus in Deutschland zu löschen. Menschen, die man also Jahrzehnte zuvor mit Geld in dieses Land gelockt hatte, lockte man nun mit Geld wieder heraus: „Geh mit Geld, aber geh!“ Doch diese Rechnung ging nicht auf. Viele, die gekommen waren, blieben.

Mein Vater blieb ebenso, dafür bin ich ihm ewig dankbar. Ich bin dankbar, weil ich dieses Land liebe, das mein Zuhause ist. Ich bin diesem Land verbunden, drücke mich am liebsten in dieser Sprache aus, fühle mich hier am wohlsten und habe den überwiegenden Teil meiner Erfahrungen hier gemacht. Eben diese Einstellung teile ich mit vielen, sehr vielen anderen. Mit all jenen, die ebenfalls in und oft sogar zwischen verschiedenen Kulturen aufgewachsen sind.

Es gibt vieles, was „uns“ Gastarbeiterkinder verbindet. Viele von uns haben die gleichen Gedanken und Gefühle, wenn es um Themen wie „Heimat“, „sich zu Hause fühlen“, „Willkommen“ oder „Angekommen zu sein“, „Wahrgenommen werden“ geht. Vor allem die Erlebnisse und Erfahrungen, die „wir“ in unserer Kindheit machten, ähneln sich auf so erstaunliche Weise, dass es fast irrelevant ist, ob man in Berlin oder in Duisburg groß geworden ist. Orte, Schauplätze spielen oft nur eine untergeordnete Rolle, ebenso die Sozialisation, selbst wenn sie teilweise sehr unterschiedlich verlief. Die Ähnlichkeiten ergeben sich, weil unsere Erfahrungen alle im Pendeln zwischen den Kulturen gemacht wurden und nicht selten auch zu kleineren oder größeren Identitätskrisen führten. Pendeln zwischen der Kultur, die zu Hause herrschte und in die man familiär hineingeboren wurde, und jener, die sich „draußen“ vor der Haustür, in der Schule abspielte. Jene bei

Glaubt man dem Geschäftsbericht des Westfälischen Verkehrsverbands von 1930, stieß Schongers erstes Wesfalenporträt auch außerhalb der Region auf große Resonanz: „Der Film ist bisher in allen größeren Städten Westfalens und darüber hinaus auch im Deutschen Reiche, u. a. in Dresden, Köln, Guben, Gleiwitz, Kiel, Hamburg, Essen, Baden-Baden, Muskau O.L. und Elbing vorgeführt worden. Im Auslande wurde er bisher in Budapest, Wien und St. Catharina (Brasilien), Florianopolis (Brasilien) und in Oslo wiederholt aufgeführt.“³⁶ Die starke Nachfrage veranlasste den Verband, weitere Kopien des Films in Auftrag zu geben. Ebenso wurde eine „Kopie mit holländischer Sprachbezeichnung“ in Planung genommen. Doch dazu kam es offenbar nicht mehr. Stattdessen beauftragte der Westfälische Verkehrsverband Hubert Schonger 1931 mit der Neuproduktion eines „modernen Westfalenfilms“, da man die Bildsprache des Films von 1929 – und vermutlich auch seinen fehlenden Ton – als nicht mehr zeitgemäß empfand. Die Premiere der zweiten, wesentlich kürzeren Schonger-Produktion mit dem Titel „Zwischen Bergen, Schornsteinen und Wasserburgen“ fand am 13. März 1932 in Berlin statt.

Aus welchen Gründen auch immer gerieten sowohl der zweite Westfalenfilm von 1932 als auch das fünfteilige Porträt von 1929 offenbar rasch in Vergessenheit. Erst fast 75 Jahre nach der Uraufführung von „Durch das schöne Westfalen“ stieß das Westfälische Landesmedienzentrum wieder auf die Spur des ersten filmischen Gesamtporträts der Region. Die daraufhin einsetzende Nachforschungen über den Verbleib des Films ergaben, dass zumindest vier Fünftel der Produktion erhalten waren. Aus verschiedenen Fragmenten ließen sich die Teile „Um Ruhr und Lippe“, „Sauerland, Siegerland und Wittgensteiner Land“, „Das Sauerland und die Soester Börde“ sowie „Teutoburger Wald und Weserbergland“ nahezu

³⁶ Westfälischer Verkehrsverband e. V.: Geschäftsbericht 1928–1930 (wie Anm. 33), S. 9.

vollständig rekonstruieren. Lediglich die Sequenz über „Das Münsterland“ blieb verschollen. Die wiederentdeckten Filmteile wurden 2004 restauriert, unter Verwendung der originalen Zwischentitel vertont und auf DVD neu herausgebracht.³⁷

„Westfalenlied“ – ein Heimatfilm von 1957

In den Jahren des NS-Regimes erlebte der sogenannte Landschaftsfilm in Deutschland im Zeichen der „Blut-und-Boden“-Ideologie eine zweite Blütezeit. Sie knüpfte gleichermaßen an die „Tradition einer konservativ und völkisch geprägten Heimat- und Bauernliteratur“ wie an die „des wirtschaftlich und touristisch geprägten Werbefilms“ an.³⁸ Doch anders als viele andere deutsche Landschaften wurde Westfalen als Ganzes in jenen zwölf Jahren nicht zum Gegenstand eines Filmporträts.³⁹ Erst in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurde die Region erneut als Sujet eines Kulturfilms entdeckt. Inzwischen war Westfalen zusammen mit Lippe und der nördlichen Rheinprovinz im neuen Bundesland Nordrhein-Westfalen aufgegangen. Allerdings hatte 1953 mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe ein mit starken kulturellen Reservatrechten ausgestatteter Kommunalverband die Nachfolge des alten Provinzialverbandes angetreten, der mit Verve das traditionelle Sonderbewusstsein der Region aufrechterhielt und zu diesem Zweck weiterhin mit hohem Aufwand Institutionen der regionalen Forschung und Identitätsstiftung förderte.

³⁷ Durch das schöne Westfalen. Ein Film von Hubert Schonger aus dem Jahr 1929. DVD, hrsg. vom Westfälischen Landesmedienzentrum, Münster 2004.

³⁸ So Zimmermann (wie Anm. 3), S. 319; vgl. ebd., S. 311–316.

³⁹ Sehr wohl entstanden allerdings Filme über verschiedene Teilregionen, vgl. z. B. „Hans-Gerd Schmidt: Idylle und Ideologie – eine Region verändert ihr Gesicht. Lippe in Filmen des „Dritten Reiches“, in: Wolfgang Müller/Bernd Wiesener (Hrsg.): Schlachten und Stätten der Liebe. Zur Geschichte von Kino und Film in Ostwestfalen und Lippe, Detmold 1996, S. 208–220.



Filmmacher Karl-Heinz Kramer
(1924–2006). Foto: privat

Der Anstoß für einen neuen Landschaftsfilm über Westfalen kam diesmal allerdings nicht von öffentlicher Seite, sondern von einem jungen Regisseur: Karl-Heinz Kramer.⁴⁰ Kramer, Jahrgang 1924, stammte aus der Kleinstadt Forst in der brandenburgischen Lausitz, hatte in Cottbus das Fotografiehandwerk erlernt und später in den Berliner Tobis-Studios und in einer Propagandakompanie der Wehrmacht das Filmen. Nach dem Krieg wurde er Sprecher und Moderator beim neu gegründeten Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg. Nebenbei arbeitete er als Kabarettist und Stimmenimitator. 1949 zog er der Liebe wegen von Hamburg nach Haltern im Kreis Recklinghausen, wo er 1952 mit wenig mehr als seiner eigenen 16-mm-Kamera als Startkapital die „Kramer Film-Produktion“ gründete. Im selben Jahr realisierte er sein erstes eigenes Projekt, einen

⁴⁰ Zu Kramer vgl. Thomas Graf: Karl-Heinz Kramer. Zur Biographie des Halterner Filmproduzenten und Kameramanns, in: Volker Jakob (Hrsg.): Das Vest Recklinghausen. Ein Kulturfilm von Karl-Heinz Kramer aus dem Jahr 1952. Begleitheft zum Film, Münster 2009.

30-minütigen Kulturfilm über das „Vest Recklinghausen“.⁴¹ Drei Jahre später folgte eine erste Kinoproduktion, ein Porträt über „Das Münsterland im Wandel der Zeiten“. Beflügelt vom Erfolg dieser beiden Landschaftsfilme, wagte sich Kramer an eine Produktion über die gesamte Region Westfalen.

Bemerkenswert und damals wie heute absolut ungewöhnlich war, dass der junge Regisseur für sein ambitioniertes Projekt nicht um Subventionen warb, weder bei öffentlichen Einrichtungen noch bei der Wirtschaft. Geradezu irritiert fragte der Geschäftsführer des Landesverkehrsverbandes Westfalen im Oktober 1955 beim Kulturdezernenten des Landschaftsverbandes nach, wer „Auftrag- und Geldgeber“ für Kramers Filmprojekt sei.⁴² Landesrat Paasch antwortete, der Regisseur sei ihm zwar durch seinen Münsterlandfilm bekannt, das Projekt „Westfalenlied“ an ihn aber „noch nicht hergebracht worden, weder in ideeller noch materieller Hinsicht“. Bei Kramer lägen „die Dinge im übrigen so, dass er öffentliche Mittel bislang, soweit hier bekannt, nicht in Anspruch genommen hat, sondern den Standpunkt vertritt, erst einmal durch Leistung seine Qualität unter Beweis stellen zu wollen“.⁴³ Kramer selbst erläuterte diesen Verzicht auf Sponsorenmittel den Westfälischen Nachrichten 1959 so: „Ich habe ein ganz einfaches Rezept. ... Ich drehe nämlich auch noch Industrie- und Werbefilme. Sie verschaffen mir das Kapital für meine Kulturfilmarbeit. Diese Methode hat den Vorteil, dass ich bei der Gestaltung meiner Kulturfilme völlig freie Hand behalte.“⁴⁴

⁴¹ Ebd.

⁴² Brief des Geschäftsführers des Landesverkehrsverbands Westfalen an Landesrat Paasch, 27.10.1955 (Archiv des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, C 70 Nr. 927).

⁴³ Landesrat Paasch an Landesverkehrsverband, 19.4.1956 (ebd.).

⁴⁴ Westfälische Nachrichten, 19.12.1959: „Mit der Filmkamera im Tigerkäfig. Der Halterner Karl-Heinz Kramer drehte 25 Kulturfilme.“

fast ikonenhaften Ausdruck findet das in der Abschlussequenz des Kapitels „Westfalengeist“. Sie zeigt einen alten Bauern mit Sense vor der Kulisse der Beckumer Kalkwerke, unterlegt durch den bezeichnenden Kommentar: „Wie dazugehörig fügt sich die Industrie in die bäuerliche Landschaft ein. Nie verliert der westfälische arbeitende Mensch seine Bindung an die Natur. So wird ihm Arbeit zum Gottesdienst.“



Ein westfälisches Stereotyp:
Industrie und Landwirtschaft in
friedlicher Nachbarschaft.
Szenenfoto aus „Westfalenlied“.
Foto: LWL-Medienzentrum

Das Stichwort „Gottesdienst“ leitet über zum Kapitel „Westfalenglauben“, das die christliche Prägung der Region behandelt. „Westfalen als christliches Land bleibt im Grunde unzerstörbar“, erläutert der Kommentar zu Bildern des im Zweiten Weltkrieg zerstörten münsterschen Domportals und behauptet damit, ungeachtet der gerade in Westfalen spürbaren konfessionellen Spaltung, als weiteres Wesensmerkmal der Westfalen eine spezifische gemeinsame Frömmigkeit, die im Denken der westfälischen Heimatbewegung – so Willi Oberkrome spitz – „Bibel und Boden, Altar und Ahnenstolz“ bündelte.⁶⁶ Auffällig ist, dass gegenüber der intensiven Darstellung der steinernen Zeugen, Feste und Glaubensbe-

⁶⁶ Oberkrome (wie Anm. 9), S. 367.

kundungen beider christlichen Konfessionen jeder Hinweis auf die durch den Rassenwahn der Nationalsozialisten gerade erst vernichtete reiche jüdische Tradition Westfalens fehlt.

Das fünfte Kapitel „Westfalengeist“ stellt ein breites Spektrum westfälischer Persönlichkeiten und Kulturzeugnisse vor: von der Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff über bildende Künstler wie Konrad von Soest bis zu sattem beschriebenen westfälischen Originalen wie dem münsterschen Zoogründer Professor Landois und dem „tollen Bomberg“. Das Kapitel endet mit einem Exkurs auf die „Spökenkiekere“, die seit dem 19. Jahrhundert zu den bekanntesten Stereotypen über Westfalen gehörte.⁶⁷ Das Thema wird inszeniert durch eine am Herdfeuer versammelte Bauernfamilie, die sich – untermalt von spannungsgeladener Musik – Spukgeschichten erzählt. Der Versuch des Kommentars, diese merkwürdig deplatziert wirkende Szene zu erläutern, misslingt vollends: „In den Seelen dieser Menschen sprießt die dunkle Blume geheimnisvoller Ahnungen“, heißt es zunächst, und gleich darauf geradezu entschuldigend: „Des Westfalen nüchterner Sinn gewährt dem Aberglauben keinen Einlass, aber damit hat all dies auch nichts zu tun.“

Nach so viel Tiefgründigkeit beginnt das Abschlusskapitel „Heimatland“ mit betont ausgelassenen Bildern der münsterschen Kirmes „Send“: „Derbe, ja ungestüme Fröhlichkeit“, erläutert der Kommentar, bilde „die Kehrseite westfälischen Tiefsinns“. Das Kapitel spannt dann einen Bogen von Brauchtumstraditionen wie Karneval und Tremsefest, Schützenfesten, Schnadezügen, Oster- und Pfingstbräuchen hin zum Tourismus, der mit Bildern sauerländischen Wintersports, wandernder Jugendgruppen und regionaltypischer Gastronomie, aber auch dem Freizeitleben an den westfälischen Stauseen in Szene gesetzt wird.

⁶⁷ Vgl. Ditt: Was ist (wie Anm. 1), S. 72.

schies Zentrum für Restaurierung und andere Fragen der Konservierung von Archivalien. Als Besonderheit besitzt Nordrhein-Westfalen zwei Archivberatungsstellen, die von den Landschaftsverbänden Rheinland und Westfalen-Lippe unterhalten werden. Sie sind Dienstleister für die Kommunalarchive und haben darüber hinaus eine wichtige Bedeutung für die Kommunikation aller Archivsparten untereinander. Neben den staatlichen und kommunalen Archiven gibt es, wie oben ja schon mehrfach angeklungen ist, noch viele weitere Archive. Sie alle sind zusammengeschlossen in einem Internetportal mit der Bezeichnung „Archive in NRW“. Zudem gibt es in zunehmender Zahl Archivführer (etwa Köln, Bonn, Rhein-Sieg-Kreis, Kreis Steinfurt), die dem Interessierten den Überblick über die zahlreichen großen und die immer zahlreicher werdenden kleinen Archive ermöglichen. Sie alle freuen sich auf jeden Besuch und helfen gerne weiter.

Ralph Burmester

Vom „selbstgestrickten“ Beschleuniger zur „Weltmaschine“

Elementarteilchenphysik an der Universität Bonn

Als am 10. September 2008 tief unterhalb der Ortschaft Meyrin bei Genf der größte Teilchenbeschleuniger der Welt, der „Large Hadron Collider“ (LHC) des europäischen Kernforschungszentrums CERN, erstmals in Betrieb genommen wurde, waren sich die beteiligten Physiker und Techniker der nahezu ungeteilten Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit sicher. Die einen erwarteten von dieser „Weltmaschine“, wie der Beschleuniger auch etwas blumig genannt wurde, hoffnungsfroh endgültige Antworten auf die faustische Frage nach der Welten Kern. Die anderen rechneten mit nicht weniger als der Zerstörung der Erde durch anthropogene Schwarze Löcher.

Fünzig Jahre zuvor, am 17. Juli 1958, erwartete im Keller des Physikalischen Instituts der Universität Bonn eigentlich keiner der beteiligten Physiker und Techniker eine Sensation, schon gar nicht die Weltöffentlichkeit. Und doch ereignete sich an diesem Tag ein historisches Moment in der deutschen Wissenschaftsgeschichte. Im nordrhein-westfälischen Bonn markierte der erste erfolgreiche Beschleunigungszyklus im 500-MeV-Elektronen-Synchrotron den Beginn der Elementarteilchenphysik in Deutschland.

Was die Ereignisse im Bonner Institutskeller vor über fünfzig Jahren mit der bisher aufwendigsten physikalischen Apparatur der Wissenschaftsgeschichte zu tun haben und worin ihr Beitrag zur Kulturgeschichte –

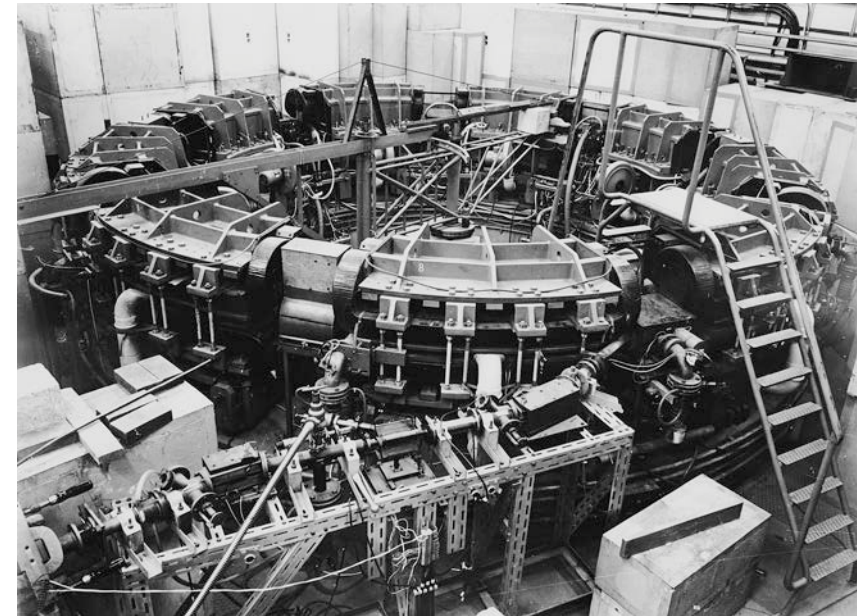
lus am 17. Juli 1958 gegen 17.30 Uhr verewigte Projektleiter Ehrenberg mit einem atmosphärischen und lautmalerischen „Hurraahhh ! ! ! !“ im Protokollbuch des Synchrotrons.



Projektleiter Hans Ehrenberg feiert das erste Lebenszeichen des Synchrotrons.
Foto: Karl Küffner

Aber zunächst galt es noch ein paar Kinderkrankheiten der Maschine zu beheben, um dann die ersten Experimente vorzubereiten. Damit begann der Transformationsprozess des Synchrotrons vom Experiment zum Instrument experimenteller Forschung. Gleiches galt auch für die beteiligten Physiker, die nun möglichst schnell den Rollenwechsel vom Beschleunigerkonstrukteur zum Experimentator zu bewältigen hatten. Pauls Ansatz, die Maschine von den Leuten bauen zu lassen, die auch mehrheitlich an ihr arbeiten sollten, verlangte den Beteiligten einen hohen persönlichen Einsatz und viel Flexibilität ab. Doch gerade diese erste Generation der Bonner Teilchenphysiker profitierte in hohem Maße davon, sowohl die Technik des Beschleunigers als auch die experimentellen Fertigkeiten von Grund auf erlernt zu haben. In den folgenden Jahren konnten sie sich auch international profilieren. Die Arbeiten zur Photoproduktion von Pi-Mesonen an der Bonner Maschine trugen im Verbund mit ähnlichen weltweit durchgeführten Versuchen zu einer Revision der damaligen Vorstellung vom Wesen der

Elementarteilchen bei. Schon bald stellte sich die Frage, woraus denn die Mesonen selbst aufgebaut seien. So war es auch keine Überraschung, dass eine Arbeitsgruppe aus dem Bonner Institut 1964 zu jenem exklusiven Kreis gehörte, der am gerade fertig gestellten Deutschen Elektronen Synchrotron (DESY)⁵ in Hamburg ein eigenes Experiment beginnen konnte.



Das 500-MeV-Elektronen-Synchrotron kurz nach seiner Fertigstellung. Im Vordergrund ist das Einlenksystem zu erkennen. Foto: Karl Küffner

Das 500-MeV-Elektronen-Synchrotron war ein technisches Wagnis, eine gelungene Pionierleistung und ein wertvolles Arbeitsgerät für Forschung und Lehre. Seine Bedeutung reicht jedoch noch deutlich darüber hinaus.

⁵ Namensgebend für diese noch heute bestehende nationale Großforschungseinrichtung zur Elementarteilchenforschung war ein 6-GeV-Elektronen-Synchrotron, das von 1960 bis 1964 errichtet wurde.